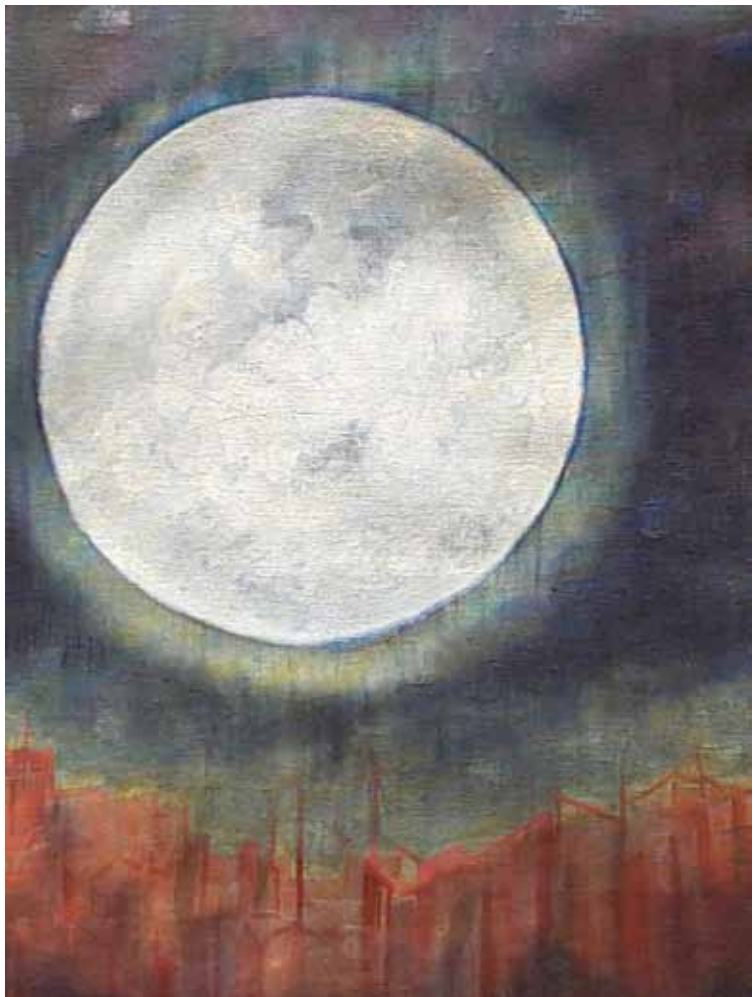


# femSCRIPT

**Nr. 15**

April 2021



## INHALT

Editorial . . . . .	1
Regine Schaaf: Das Herz der Steine . . . . .	3
Regine Schaaf: Paris eben . . . . .	5
Regine Schaaf: Wie dort der Baum . . . . .	7
Veronika Bucher: Der Auftritt . . . . .	10
Veronika Bucher: Haikus . . . . .	13
Claudia Schwarzenbach: Mehr Glühwein . . . . .	14
Claudia Schwarzenbach: Haikus . . . . .	20
Ursula Schweizer: Landflucht . . . . .	21
Ursula Schweizer: Von Winkeln und Archäologinnen . . . . .	24
Ursula Schweizer: Haikus . . . . .	26
Sarah Stutte: George . . . . .	27
Sarah Stutte: Sturzflut . . . . .	29
Sarah Stutte: Haikus . . . . .	31
Alessandra Willi: Frau Schudels Gitarre . . . . .	32

### Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch  
Redaktion: Schreibtisch Winterthur  
©Das Copyright ist bei den Autorinnen.  
Korrektorat: Claudia Schwarzenbach  
Layout: Elisabeth Hostettler  
Druck: Coloroffset AG, 3012 Bern

Auflage: 250 Exemplare  
Erscheint 2x jährlich  
Preis Einzelnummer: Fr. 8.-  
©Bilder: Titelbild und Seite 23, Ursula Schweizer; Seite 2 und 9, Veronika Bucher.  
ISSN: 2673-6233

## EDITORIAL

Am Anfang stand ein Fragezeichen für das Thema unserer Lesung, die wir im Oktober 2020 in der Stadtbibliothek Winterthur veranstalten wollten. Eines Abends wurde das «Stadtleben» einfach so in die Lange Weile geworfen. Nein, damit ist nicht die Fadesse gemeint, die durch Nichtstun hervorgerufen wird, sondern namentlich unser Winterthurer Kulturraum, in dem wir uns monatlich treffen. Fortan begann sich das Wort in unseren Köpfen weiterzudenken: Stadtleben. Leben in der Stadt. Schreiben über die Stadt. Schreiben über das Leben. Das gefiel uns, darin konnten wir uns lesen. Dieser Begriff sagt so vieles und nichts weniger als das. Er atmet Leichtigkeit, klingt nach dem Puls in unseren Adern, schmeckt nach Freiheit und Musik. Wir gingen im «Stadtleben» auf Reisen. An der besagten Lesung, die in ein Luft holen zwischen zwei Lockdowns fiel, packten wir dann unseren Rucksack aus und liessen die vielen stadtlebendigen Worte den Raum erfüllen.

Einige der Haikus und Geschichten, die wir für diesen speziellen Anlass zu Papier brachten, finden sich auch in diesem femSCRIPT-Heft Nr. 15 wieder. Andere sind neu hinzugekommen. Texte über Pflastersteine, die sich nicht aus der Ruhe bringen lassen, den Traum von Paris oder einen Requisiteur im Scheinwerferlicht, Glühwein und ungelebte Leben, bernische Landflucht und versteckte Winkel, sturzbachartige Vorurteile und das Gefühl der Einsamkeit, umhüllt und abgeschlossen von ordentlich viel Frauenpower. Selbst die Bilder entstammen den leichten Federn unserer Schreibfrauen. Jede von uns bringt ihren eigenen Stil, ihre eigenen Farben. So ist ein Mikrokosmos entstanden, der nicht nur dieses Heft beschreibt, sondern auch uns. Wir sind die vielseitige Stadt. Wir sind das vielseitige Leben.

Wir wünschen viel Spass beim Lesen

*Schreibtisch Winterthur  
Edito verfasst von Sarah Stutte*



## Das Herz der Steine

Vor mir Füße, hinter mir Füße, neben mir Füße. Marschieren die Strasse entlang, über die Steine, die Stiefel. Die regen sich nicht, die Steine. Die liegen einfach da, still und leise, unter den Füßen, unter den Stiefeln auf den Strassen im Lärm. Geben nicht den geringsten Mucks von sich unter den Füßen, unter den Stiefeln. Sind sie deshalb tot? Fremde Welten sind sie. Wenn sie nur reden könnten! Jeder Stein ein Ort, ein Wort. Im Sommer sind sie heiss, im Winter kalt. Trocken oder nass.

Die Drähte, die sich über der Strasse kreuzen, sirren und versperren die Aussicht nach oben. Krieg und Börsenstand, das Wetter samt Tod und Teufel schwirren über die Pflastersteine hinweg, die sich nicht aus ihrer Ruhe bringen lassen, im Gegensatz zu mir. Wie das summt und sirrt! Ein Hund bellt, bis ich vollends aus meinem Rhythmus bin. Ja, meine Ruh ist hin, denke ich und wünsche mir, anderswo zu sein, eine andere zu sein.

Und dann löst sich jemand aus der Menge, lächelt und drückt mir eine

Blume in die Hand, eine Sonne. Einfach so. Und ich freue mich und weiss nicht, wie danken und verberge, wie kalt es mir ist ums Herz. Ich lächle, als würde mir eine einzige Sonne reichen in meinem Leben. Wie viele aber bräuchte ich zum Überleben? Ein halbes Feld, zwei oder drei davon oder unser komplettes Sonnensystem?

Die Person lächelt immer noch und dann, als ahne sie meine Gedanken, nimmt sie ihre Blumen, ein ganzes Meer von Sonnen, und legt sie mir in die Arme. Doch noch bevor ich verstehe und mich bedanken kann, stösst mich einer, vielleicht sind es auch viele, und die Blumen fallen mir aus der Hand und ein Heer von Stiefeln trampelt meine Sonnen nieder. Hilfesuchend schaue ich mich um. Neben mir geht der Hund, sonst sind da nur die Pflastersteine am Boden, die zertrampelten Blumen und über mir die Drähte, in denen sich nun mein Blick verfängt.

Während ich versuche, mich aus dem Labyrinth zu befreien, hoffe ich, dass es nur ein Traum ist, hoffe ich, dass ich jetzt gleich erwache.

Im Märchen ist das so. Es gelingt mir zwar, das Geflecht, worin ich verstrickt bin, zu entwirren, aber es kommt mir nun vor, als wären es die Drähte, die mich am Leben erhalten, als wären sie es, die verhindern, dass ich falle. Und tatsächlich jetzt falle ich, ohne diese sirrenden Drähte falle ich und bekomme Angst, meinen Namen zu verlieren. Immer weiter falle ich ohne diese künstlichen Paradiese, ohne die sirrenden Drähte, ohne das Netz, immer noch tiefer in mein eigenes Herz falle ich hinein. Der Aufprall ist hart und tut weh, als wäre mein Herz aus Granit. Auch Pflastersteine sind nicht weich. Aber ist nicht da, wo es weh tut, die Wirklichkeit? Ja, es ist eine schmerzhafteste Begegnung, wenn man auf sich selber trifft. Die Steine kann ich anfassen, ich könnte sie ausreißen und sammeln und werfen. Ich könnte verletzen und töten damit. Freilich ich kann sie auch ansehen

und betrachten, lange und mich vorwagen bis zu ihrem Herzen, dorthin wo der Druck so stark ist, dass Wärme entsteht. Das sind so Gedanken, die müssen nicht stimmen. Wenn ich die Steine betrachte, die spitzigen und kantigen und auch die abgeschliffenen, dann überkommt mich eine Vermutung, die mir Mut macht auf der gepflasterten Strasse, ja, die Steine vor und hinter und neben mir sind voller Leben. «Was sie uns alles erzählen könnten!», sage ich zu dem Hund neben mir und nenne ihn von nun an Skizzo. «Wenn wir einen Moment innehalten, werden wir sehen, dass die Steine Blumen sind!», sage ich zu meinem Hund. Noch einmal schaue ich mich um und jetzt erkenne ich auch die Gestalt wieder und mit ihrem Lächeln gibt sie mir ein Zeichen. Vor mir Steine, hinter mir Steine, neben mir Steine. Marschieren die Strasse entlang über die Steine, die Stiefel. Die regen sich nicht, die Steine. Oder doch?

## Paris eben

Unzählige Male geliebt, bedichtet, belichtet, abgelichtet, überbelichtet. Gelöscht. Ausgelöscht? Liberté, Fraternité, Egalité, so der flotte Reim auf Glanzpapier. «Schau, an dieser Stelle!», so kämpft mitten auf dem Platz eine Mutter gegen den Lärm an. «Stell dir vor, die Bastille!» Ihr verklärter Blick klettert die Julisäule empor, der Freiheit entgegen. Die Augen ihres Kindes kleben an den Bildern seines Handys fest. Mich hat keiner gezwungen, nach Paris zu kommen. Du musst nur den Blick verschieben und alles wird neu. Hab's versucht. Auf den Händen, mit dem Kopf nach unten durch die Strassen von Paris. Champs-Élysées, Boulevard St. Michel, die Place d'Italie überquert. Im Handstand vor Notre-Dame. Die Füße Richtung Himmel. So hat Paris noch keiner gesehen, dachte ich und kam mir richtig blöd vor. Anstelle der Strassen, die ins Blau des Himmels führen, Hundedreck. Egal, ob Rue de Verneuil oder Rue Barrault. Egal, ob mein Kopf den Asphalt oder die Wolken streift, Paris ist Paris ist Postkarte, selbst wenn

ich durch die Luft fliege, selbst im Liegen und im Traum. Was ich sehe, ist längst gesehen, gerahmt, gescannt, im Archiv. Ist überall. Ich mache, was man so macht in Paris. Ich setze mich in ein Café an der Place d'Italie und versuche zu vergessen, was ich über den Platz weiss, versuche, an nichts zu denken. Und jetzt höre auch ich die charmanten Stimmen und das Akkordeon im Hintergrund, sehe auch ich die vorüberhastenden Passanten. Welcher Film war das noch? Welcher Fotograf? «Paris! Ein Traum!», hatte meine beste Freundin mir auf dem Bahnsteig nachgerufen. «Paris! Cool! Stade de France! Roland Garros!», rief mein jüngerer Bruder und schwenkte sein Smartphone, auf dem der Eiffelturm blinkte. Und dann bin ich in Paris. Aus dem Zug ins Gedränge in die Metro über den Pont de Bercy. Die Seine comme toujours. Und sie fließt und fließt. Sie will zum Meer. Wo aber ist mein Jubel? Wo mein «Ich bin in Paris!» Ja, wo ist meine Glückseligkeit? Und wo Undine Gruenter? Alle Luft ist aus meiner Euphorie. Paul Nizon, Ernest

Hemingway, Walter Benjamin. Fast alle tot. Ich bin in Paris, als wäre Paris nicht Paris, während für alle ringsumher Paris Paris ist, eine Reise wert, ein Mythos. Boulevard

Haussmann. Die Bouquinisten. Place des Vosges. Und La Défense, natürlich, la Défense. Paris eben. Stadt der Lichter und der Liebe. Trotz alledem.

### Wie dort der Baum

Strahlenförmig führen die Wege aus der Enge in die grenzenlose Nacht hinaus. Mein Hund rennt vorneweg. Ich hinterher. Noch leuchten die Hänge an den Rändern der Stadt schwach im Glanz des nahen Abends. Durch die schattigen Schluchten der Straßen fliegt einsam und schwarz ein Vogel. Dann ist es fast Nacht und die Hänge hinauf gehen die Lichter an. In riesigen vergitterten Villen sitzen die Besitzer im Schein ihres Geldes zu Tisch und wissen nicht, wohin damit. Unter den sich türmenden Wolken sehen ihre Paläste wie Kerker aus. Die begehrten Viertel am Hang mögen noch so flimmern und funkeln, hinter dem Horizont lauert die Angst. Mein Hund hechelt und ähnelt jetzt einem Jagdhund. In Wirklichkeit ist er ein Mischling mit zotteligem Fell. Ich nenne ihn Skizzo. Längst könnten wir woanders sein, jenseits der Ränder. Aber wäre es dort nicht wie hier? Skizzo wedelt mit dem Schwanz, als könnte er meine Gedanken lesen, die vielleicht gar nicht meine sind. Einem Hund ist jeder Knochen recht. Ringsum beginnt die City zu blin-

ken und zu blitzen, als gäbe es die Nacht nicht mehr. Die Cabrios flitzen, die Vögel fliehen. Mein Hund bellt. Ich kann ihn kaum halten. Wie schnell das geht, wie schnell sich alles verändert. Wo sind die Menschen, frage ich mich und schaue dabei zu Skizzo, als wüsste er die Antwort. Was wird aus ihnen, wenn keiner mehr ein Mensch sein will? Skizzo zerrt ungestümer an der Leine. Was wird aus unseren blitzgescheiten Kindern, wenn es morgen die Erde nicht mehr gibt? Was wird aus der Erde, wenn kein Kind mehr singt und spielt? Ganz schwindlig wird mir von meinen Gedanken. Dreht die Erde sich nicht bereits schneller? Ich renne Skizzo hinterher. Und mein Hund gehorcht wie ein richtiger Hund, allerdings nicht mir. Er hört, er rennt, rennt, wie man es von ihm verlangt, rennt mit den Menschen, die keine mehr sein wollen, richtungslos, vielleicht über den Rand hinaus. Ich selber hinterdrein, auch ich ein Geschöpf, das nicht weiss, was das ist ein Mensch. Macht euch die Erde untertan,

## WIE DORT DER BAUM

---

klänge von Anfang an und bimmelt es womöglich bis ans Ende aller Tage. Ja, endlich ist er perfekt, der Mensch, ein richtiger Teufel. Jetzt ist er Gott.

Könnten wir, du, mein Hund und ich zusammen denn nicht ...? Wir beide zusammen sollten wir nicht ...? Cool! Cool! Bleibt cool, mein Hund und meine Seele, du! Noch kann der Mensch nicht alles. Mein Hund da vorn, bleib stehen! Hätte ich bloss die Hundeschule nicht geschwänzt! Da lang geht's! Das ist der falsche Weg!, schreie ich. Noch können wir reüssieren, versichern ein paar wenige Experten, noch dreht die Erde sich, noch trudelt sie nicht durchs All, noch dreht der Mond sich um die Erde, noch umrunden sie im Team unseren Sonnenstern.

Hier ist unser Ort. Ganz zart sollten wir unserer lieben Erde über das Antlitz streichen und sie wiegen und behüten, damit sie uns erhalten bleibt und uns nicht unter den Händen wegstirbt. Doch mit trockenem Blick und leeren Herzen stieren wir ins Licht und fliegen wir ins All und denken immer schneller und kommen doch nicht vom Fleck.

Auf, Skizzo, los! Wir wollen da lang, mal langsam gehen und vielleicht stehen bleiben, die Stille spüren in uns drinnen, uns zusammen vorstellen, wie das wäre, eine kleine Weile ein Baum zu sein, ein Berg, ein Fluss und auch einmal der Morgenwind.



## Der Auftritt

«Ruhe bitte», mahnt Dozent Studer seine Schauspielstudenten, die im Backstage auf ihren Auftritt warten. Jede, jeder hat eine Requisite in der Hand, die sie sich vorhin im Lager spontan hatten aussuchen müssen.

«Angela! Bitte Kaugummi raus!»  
 «Das geht nicht, der gehört zur Requisite», sagt die junge Frau und hebt eine Spraydose in die Höhe.  
 «Alles klar», sagt der Lehrer und blickt in die Runde. Noel streift mit einem Zeigefinger immer wieder über sein Kinn. Vanessa richtet sich zum x-ten Mal ihren Dutt, während die Ballettschuhe an einem Arm baumeln. Studer kennt alle Gesten seiner Schüler, wenn sie die Anspannung gefangen hält. Es hat sich herumgesprochen, dass der Rektor der Schule in einer der leeren Zuschauerreihen sitzt.  
 «Denkt daran, Improvisieren ist angesagt. Drei Minuten habt ihr.»  
 «Wie wissen wir, wann die Zeit um ist?»

«Ihr bekommt ein Zeichen», antwortet der Lehrer und schaut zu Laurent, der eine Stehlampe umfasst. Bereits im ersten Semester ist Studer, der Sprechtraining

und Improvisation lehrt, dieser aussergewöhnlich begabte Mann aufgefallen. Wird er zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein, ist ihm der Erfolg im Theater oder Film-business garantiert. Sofern ihn sein Handicap nicht irgendwann einholt. Hart haben sie daran gearbeitet.

Seiner und Laurents Blicke treffen sich. Mit einem Kopfnicken und kurzen Augenschliessen spricht er ihm Mut zu. Hat Laurent diese Geste falsch gedeutet? Der Schüler löst sich von der Gruppe und schlendert ins Scheinwerferlicht. Der Einwurf von Elias «Hey! Ich bin als Erster dran!» ignoriert er. Am einen Ende des roten Sofas, dem einzigen Möbelstück inmitten der grossen Bühne, platziert der junge Mann die Stehlampe aus einer längst vergangenen Epoche. Er steckt seine zittrigen Hände in die Jeanstaschen und schaut in den dunklen Publikumsraum.

«Also, ich bin der Heinz und hier der Requi... Requis... Requisiteur», stottert Laurent. Hinter der Bühne verhaltenes Gelächter. Nur Studer verfolgt ohne Mimik gebannt die Szene.

«Mir wurde aufgetragen, diese Lampe hierhin zu stellen. Hier wird nämlich gl... gl... gleich eine Liebeszene gespielt und ich bin dafür ver... verantwortlich», er holt tief Luft, «dass dieser Akt hinhaut.» Nachdenklich kratzt er sich im Nacken. «Soll der Kopf des Burgfr... des Burg... fräuleins beleuchtet werden? Nur, wie legt sie sich hin?»

Abrupt schwingt sich der junge Mann auf das Sofa, streckt beide Arme von sich und säuselt:  
 «Komm näher, mein Geliebter, ich warte schon sehnsüchtig ...»  
 Er schnellt in die Höhe. «Das geht gar nicht, das muss das Fräulein ja bl... bl... blenden.» Er stellt die Requisite weiter weg und seufzt.  
 «Einmal im Leben Akteur sein. Nein, der Hauptdarsteller! Hier oben stehen und spüren, dass alle Augenpaare auf mich ge... ge... gerichtet sind.»

Laurent schielt nach rechts und links. Seine Augen beginnen zu strahlen. Mit einer Hand streift er affektiert über die seitliche Haarpartie und schreitet mit eleganten Schritten zum Diwan. Davor lässt

er sich auf die Knie fallen und spricht zum Polster:  
 «Geliebte Isolde, meine Holde, ich bin zutiefst erschüttert, dass ich Euch warten liess. Könnt Ihr mir verzeihen?» Er deutet einen Handkuss an.

«Trotz heftigstem Sturm und unebenen Wegen war mir daran gelegen, schnellstens zu Euch zu gelangen, denn gross ist mein Verlangen.»

Er setzt sich auf die Sofakante und streichelt das Kissen.

«Euer Haar ist wie Seide, Euer Mund verlockend wie eine reife Frucht. Ach, Isolde...»

Ein Trommelwirbel ertönt. Wie elektrisiert juckt der junge Mann auf und bleibt erstarrt stehen. Es ist mucksmäuschenstill.

Plötzlich schlägt sich Laurent mit beiden Fäusten ein paar Mal auf die Brust und brüllt: «Ich Tarzan», und zeigt aufs Sofa, «du Jane». Er springt zum Bühnenrand und verneigt sich. Der Direktor schmunzelt und applaudiert. Laurent verneigt sich ein zweites Mal, bevor er mit hängenden Schultern zum Sofa schlurft. Dort dreht er sich ein letz-

## DER AUFTRITT

---

tes Mal um und stammelt:  
«Ich habe meinen Beruf ver... ver...  
verfehlt.» Dann schnappt er sich  
die Lampe und verlässt eilends die  
Bühne.

«Das war so cool, Heinz, eh Tar-  
zan», sagt Elias grinsend und klopft  
ihm auf die Schulter. Studer lächelt  
zufrieden, während er sich einige  
Notizen macht.

## HAIKUS

---

Durch Gassen torkeln  
Schatten mit Alkoholfahnen  
Kater erwachen

Feilschen am Marktplatz  
Kirchenglocken erklingen  
Der Kinosaal schweigt

Veronika Bucher



## Mehr Glühwein

In altbekannter Runde sassen wir vor dem Lokal, das Lukas gemietet hatte, um seine Heimkehr aus Südostasien zu feiern, rauchten und tranken Glühwein mit Baileys. Rolf lehnte am Geländer, das den kleinen Vorplatz vom Trottoir abtrennte und drehte einen Joint. Wie immer stand er im Zentrum des Gesprächs. Keine Ahnung, wie er das immer hinbekam. Jedenfalls hatte er schon lange unsere Aufmerksamkeit, als er auf einmal ausrief: «Wisst ihr, wen ich gestern im Zug getroffen habe? Adrian! Den guten alten Adrian.» Adrian hatte mal dazugehört in dieser Runde. Aber wir alle hatten ihn aus den Augen verloren. Nachdem er ins Geschäft seines Vaters eingestiegen war, sah man ihn kaum mehr, wobei das vielleicht auch an seiner Freundin lag. So vermutete es jedenfalls Lisa damals. Rolf kam in einen Redefluss, in dem er sich gefiel. Im Detail erzählte er von der Begegnung mit Adrian. Dabei übergang er den fragenden Blick seiner Neuen, Mia, die ja keine Ahnung hatte, wer Adrian war. Mia hatte sich ausgerech-

net neben mich gesetzt, aber weil sie ihre Augen nicht von Rolf lösen konnte und den Mund auch nicht aufmachte, liess ich es bleiben, ihr zu erklären, wer Adrian war. Adrian hatte also geheiratet, die Julia, die von damals, und er war im Betrieb aufgestiegen und hatte die Geschäftsleitung übernommen. Erfolgreich konnte man ein solches Leben nennen. Zwei Kinder hatte Adrian mittlerweile und nun war er dabei, ein Haus zu bauen, genauer gesagt, ein Doppeleinfamilienhaus. «Ratet mal, wo!» Rolf machte eine kleine Kunstpause in seiner Erzählung und ich warf schnell ein: «Neben dem Haus seiner Eltern. Nein warte, neben dem Haus von Julias Eltern!» Alle lachten, aber Adrian baute sein Haus tatsächlich in dem Kaff, in dem wir alle aufgewachsen waren, nicht direkt neben dem Haus seiner Eltern, aber trotzdem: Er zog zurück in die Provinz. Praktisch sei das, habe Adrian gesagt, die eigenen Eltern gleich um die Ecke zu haben, wenn man selbst Kinder habe. Dagegen konnte keiner von uns etwas einwenden. Trotzdem: Wollte man sich das wirklich an-

tun? Die ständige Überwachung, die vielen Ratschläge, die da auf einen einprasseln würden? Lisa war sich sicher, nie im Leben. Da mochten Eltern als Mithilfe bei der Kinderaufzucht noch so praktisch sein. Zurück in die Provinz? Nee. «Ist Julia nicht in einer Freikirche? Ist er dieser auch beigetreten?», fragte Lisa, aber das wusste Rolf nicht. Darüber hatten sie nicht gesprochen. Vermutlich schon, mutmassten wir. Aber Rolf ging es um was Anderes. Dieser Lebensentwurf sei so bünzlig, ein solches Leben würde er nie wollen. Rolf kam auch gleich dazu auszuführen, wie er sich dieses Leben vorstellte: Arbeit Montag bis Freitag, am Samstag Ausflug mit den Mitgliedern der Freikirche und am Sonntag Gottesdienst und dann wieder abhängen mit denen von der Freikirche. «Diese Engstirnigkeit! Kein Wunder, sieht man ihn kaum.» Lisa fragte nach, ob Adrian dies so erzählt habe, das mit dem Wochenablauf, oder ob dies in Rolfs Vorstellung so entstanden sei. «Spielt doch keine Rolle», sagte Rolf. «Die Fakten sind klar: Doppel-

einfamilienhaus auf dem Land, zwei Kinder, Freikirche.» Da hörte ich Mia neben mir sagen: «Ist unser Leben denn so viel besser als das von diesem Adrian?» Rolf sah sie erstaunt an. «Aber sicher», doch mehr sagte er dazu dann auch nicht. Mia hakte nach: «An was liegt es denn, dass dieses Leben für dich so schlimm ist, Rolf? Wenn man dennoch in die Ferien geht, mal eine längere Reise macht, vielleicht noch das eine oder andere Hobby pflegt, dann ist dieses Leben doch gar nicht so bünzlig», meinte sie. Rolf erwiderte, er würde nie im Leben in einem Doppeleinfamilienhaus wohnen und schon gar nicht zurück in unser Kaff ziehen, er würde, wenn schon, wenn er denn Geld hätte, ein altes Bauernhaus umbauen. «Welches du wohl auch nicht mitten in der Stadt findest», warf ich lachend ein und Mia doppelte nochmals nach: «Aber wo liegt denn nachher der Unterschied? Schlussendlich hast du auch ein Haus in der Provinz, zwei Kinder und einen Hund.» «Einer Freikirche trete ich jeden-

falls nie bei», sagte Rolf, «auch für dich nicht, Schatz», und dann gab er Mia einen Kuss auf den Mund, vielleicht auch darum, damit sie endlich schwieg.

Ich musste an Georg denken. Irgendwie erinnerte mich Rolf an Georg, obwohl ich Georg gar nicht kannte, als dieser jung gewesen war. Dieses Bild vom jungen Georg, das kannte ich nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Aber so wie Rolf nun dastand, so hatte ich mir Georg vorgestellt, wenn Mutter über ihn gesprochen hatte. Den jungen Georg.

Georg spielte in seiner Jugend Gitarre und sang auch, ziemlich gut sogar, wie meine Mutter mal gemeint hatte. Er trat an kleinen Festivals auf und reiste später in die DDR, um, wie er mir sagte, L&M zu studieren. Als er das mit dem L&M brachte, da schaute ich wohl ziemlich irritiert und er meinte: «Weisst du nicht, was das heisst? Nee? Bist du zu jung dafür? Leninismus und Marxismus, natürlich.»

Damals, als Georg jung war, musste das wohl cool gewesen sein. Aber den Georg, den ich kannte,

der hatte nun wirklich nichts mit Coolness zu tun. Seit ich mich erinnern konnte, wohnte Georg mit seiner Frau Elisa und seinem Hund in einem kleinen Einfamilienhaus mit Garten in der Vorstadt. Ruhiges Quartier, Garage neben dem Haus, Auto in der Garage. Job beim Bundesamt für Migration, im Asylverfahren, und nein, zufrieden war Georg mit seiner Arbeit nicht. Auch in seiner Haltung war Georg nicht cool. Gitarrespielen hörte ich ihn nur ein einziges Mal, ansonsten hing die Gitarre im Wohnzimmer an der Wand und erinnerte Georg wohl an bessere Zeiten. Georg war meist mürrisch und angespannt und bekam schnell einen roten Kopf, wenn er mit meinen Eltern Wein trank oder sich über die Politik oder seine Arbeit aufregte. Seine Witze verstand ich erst, als ich älter wurde, aber auch heute finde ich diese Witze kaum lustig. Dass er in die DDR gereist war, um L&M zu studieren, das beeindruckte mich trotzdem.

Vielleicht hätte Rolf auch L&M studiert, wäre er in einem anderen Jahrzehnt jung gewesen. Ob

Rolf seiner Vorstellung vom Leben gerecht werden würde? Der junge Georg jedenfalls hatte mit Sicherheit eine andere Vorstellung von seinem späteren Leben.

Ich erinnerte mich an ein Abendessen mit Georg, seiner Frau Elisa und meinen Eltern bei uns zu Hause. Ich hatte es verpasst, der Unterhaltung zu folgen, bis Vater auf einmal energisch rief: «Aber dann kündige doch endlich», und Georg starrte in sein Weinglas und sagte: «Das ist nicht so einfach. Ich bin über fünfundfünfzig. Wer sagt mir, dass ich eine neue Stelle finden kann? Und eine Stelle mit diesem Lohn! Ich habe eine Hypothek abzuzahlen.» Daneben hockte seine Frau Elisa und nickte eifrig. Ja, die Hypothek.

Wenig später besprachen meine Eltern die Situation von Georg. Er hatte ein Job-Angebot erhalten. Eine interessante Stelle, nicht beim Bund, sondern beim Kanton, mit mehr Verantwortung, so wie ich es verstand. Aber Georg hatte abgelehnt. Sie hätten ihm dreihundert Franken weniger Lohn bezahlt, dabei hatte er doch eine

Hypothek abzuzahlen und bald würde auch ein neues Auto fällig und überhaupt. Georg hatte abgelehnt, blieb lieber beim Bundesamt, obwohl er nichts Gutes über seinen Job dort sagen konnte, und meine Eltern, die verstanden das. Ich nicht und ich wunderte mich, ob der Georg, der damals loszog, um in der DDR L&M zu studieren, diese Entscheidung verstanden hätte. Rückblickend wäre es sicherlich besser gewesen, Georg hätte die Stelle gewechselt, aber damals wussten weder Georg, meine Eltern noch ich, was noch kommen sollte und so blieb Georg beim Bundesamt mit der Absicht, da bis zu seinem letzten Arbeitstag – also die letzten acht Jahre seines Berufslebens – zu bleiben.

Georgs Aufgabe im Bundesamt war es, Asylanten nach ihrer Herkunft zu befragen und dem Grund, weshalb sie hier waren. Dabei versuchte er herauszufinden, ob das, was die Leute sagten, der Wahrheit entsprach oder eben nicht. Als Kind hatte ich mir vorgestellt, dass er mit einem Lügendetektor arbeitete, aber später erzählte er mir, dass er selbst der Lügendetek-

tor sei und dass er so viele Fragen stellen würde, bis die Leute sich in Widersprüchen verfangen. Ob dies schwierig sei, wollte ich wissen, aber er verzog das Gesicht und zuckte mit den Schultern. «Weisst du, die sind meist ziemlich dumm», sagte er. «Die wissen nicht so viel von der Welt wie wir, konnten ja meist auch nicht so zur Schule gehen, so wie wir. Von den Schlepptieren erhalten sie dann so ne blöde Geschichte und versuchen, mir diese zu verkaufen. Das ist dann die gleiche Geschichte, die der erzählt hat, der vorher in meinem Büro war und die der erzählt, der nachher kommt.» So sprach Georg über seine Arbeit, damals, als er da noch arbeitete.

An einem Tag kam es dann anders, das Gespräch mit dem «Gesuchsteller», wie Georg die nannte. «Gar dumm ist er mir gekommen», «diesen Scheiss, den ich mir den ganzen Tag lang anhören muss», und, «dieser Stress immer, vier solcher Gespräche an einem Tag.» Das sagte Georg später dazu. Aber wenn ich die Geschichte richtig mitbekommen habe, dann geschah es an einem Morgen, vielleicht

beim ersten Gespräch an diesem Tag oder beim zweiten. Den Rest des Tages arbeitete Georg weiter, vielleicht waren die Kaffee- und Rauchpausen noch etwas länger als sonst, vielleicht fiel ihm auf, dass der Dolmetscher nicht mehr mit ihm sprach oder aber der Dolmetscher sprach noch immer mit ihm und tat so, als sei nichts gewesen. Abends jedenfalls, nachdem alle Gespräche des Tages geführt waren, da ging der Dolmetscher ins Büro des Chefs und erzählte, was am Morgen vorgefallen war: Georg hatte einem Asylanten eine runtergehauen. Da dies scheinbar nicht das erste Mal war, schickte der Chef Georg am nächsten Morgen gleich wieder nach Hause, als dieser nichtsahnend zur Arbeit gekommen war. Er solle sich ausruhen, sagte der Chef. Ein paar Tage später kam dann die Kündigung, untragbares Verhalten oder so. Mutter und ich waren entsetzt, als Elisa weinend bei uns in der Stube auf dem Sofa sass und uns die Geschichte erzählte. Sie fragte uns, was sie nun mit dem Mann, der den ganzen Tag lang bei ihr zu Hause auf dem Sofa sitze, anfan-

gen solle. Und überhaupt, was nun aus ihnen werden würde, ohne sein Einkommen? Am Ende müsste sie ihre Kunst aufgeben und wieder im Verkauf arbeiten. Mutter nahm Elisa in den Arm, tröstete sie und sagte, es werde schon einen Weg geben, schliesslich seien wir hier in der Schweiz und hier würde niemand so schnell verarmen. Später aber schimpfte sie über Georg. Wir hätten ihm dies nicht zugetraut, sie und ich, dass er so einem armen Teufel eine runterhaut, wie sie es ausdrückte. Aber Vater verteidigte Georg. Vater schimpfte über den Chef von Georg, der immer so viel Druck machte, über das ganze System,

in dem man einfach kaputt gehen müsse, in dem schon so viele krank geworden seien, über den Staat und schliesslich auch über die Asylananten, die hier ja sowieso nichts verloren hätten und gefälligst in Afrika bleiben sollten.

Da vor dem Lokal, das Lukas gemietet hatte, um seine Rückkehr aus Südostasien zu feiern, schwiag Mia und Rolf erzählte etwas von seiner Arbeit, über irgendetwas hatte er sich aufgeregt. Da entschied ich, die Geschichte von Georg nicht zu erzählen. Stattdessen stand ich auf und holte mehr Glühwein.

Wenn Gläser klingen  
 Und Gedanken tanzen dann  
 Fallen Worte hin

Frohe Stimmen ziehn  
 Durch Gassen dem Abend zu  
 Verblassen im Nu

Claudia Schwarzenbach

## Landflucht

Sie hatte lange blonde Haare. Zu meinem Erstaunen trug sie sie offen, und wie schimmernde Seidenstränge fielen sie nach vorne. Ich dachte mir, ob diese Pracht sich nicht zwischen den zierlichen Händen der Frau und dem grossen Steuerrad verfangen könnte ... Ruhig setzte sie den Stadtbus in Bewegung, es war ein langes Gefährt. Die Strassen lagen bereits etwas schneeüberzogen da, und die Fahrspuren der vorderen Autos zogen wie schwarze Geleise vor den Scheinwerfern her. Der Nachmittag war dunkel, und ich drückte mich für den längeren Weg zum Bahnhof möglichst tief in das farbig getupfte Sitzpolster. Noch war ich der einzige Fahrgast, doch schon an der nächsten Haltestelle stieg eine Gruppe Senioren ein. Das einschläfernde Fahrgeräusch wurde sofort von ihrem vorwitzigen Stimmengewirr übertönt. Dabei leuchteten ihre Äuglein fröhlich. So pflügten wir durch den immer mehr zu Matsch gewordenen Schnee, die Fahrt wurde zur Spritztour Richtung Stadtmitte. Mir schien, dass wir sieben mal sieben Male anhielten, die Zahl

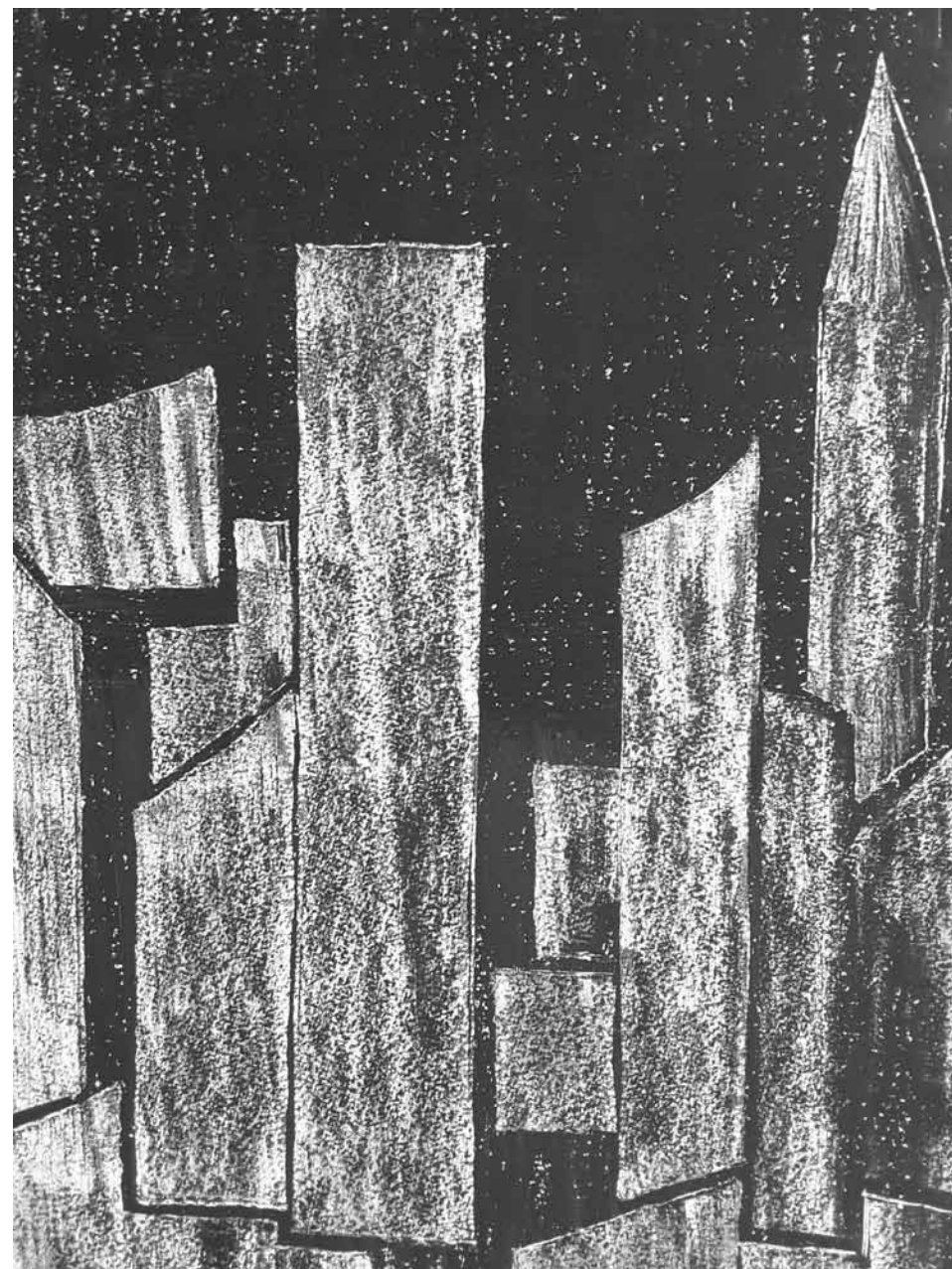
der dampfenden Fahrgäste nahm rasch zu, sodass jeder Platz besetzt wurde und die Fensterscheiben sich beschlugen. Jedes Mal, wenn die Türen sich öffneten, biss ein scharfer Luftzug in die Beine der Nächststehenden. Die gut ge-launten Sprüche nahmen ab, die Schultern wurden hochgezogen, und die Hälse verschwanden unter dicken Kragen wie bei den Vögeln am Futterhäuschen. Die Blicke begannen sich auf Telefonen oder im Unbestimmten zu verlieren. Beim Schulhaus dauerte der Halt etwas länger. Ein wilder Haufen Jugendlicher schob sich unter lautem Rufen und Gelächter, mit allen Armen fuchtelnd, in den Bus. Sie schienen sich am Ende des anstrengenden Schultages neu zu begeistern und begannen sofort, als wäre es ein heiliges Ritual, auf und neben der drehenden Bodenplatte des Busgelenkes sich gegenüber zu stellen. Ihr Lachen verstummte bald, und mit konzentrierten Blicken verfolgten sie die entstehenden Verschiebungen, wenn das Fahrzeug in die Kurven ging. Ganz aus der Nähe konnte ich diesen feierlichen Ernst beobachten. Sie

erinnerten mich an die stillen Holzfiguren, die sich zur Stundenmusik vor der Uhr im Kreis drehen, oben am Berner Zytgloggeturm.

Da tauchte, wie ein nach Deckung suchendes Tier, ein junger Mann bei der Ausgangstüre auf. Ich hatte ihn nicht vorher bemerkt und konnte mir nicht erklären, aus welcher Richtung er unter all den Menschen so plötzlich erschien. Noch hatte er grosse Schneeflocken auf seinen glänzend schwarzen Haaren. Ich dachte an die Federn eines Raben und war zugleich beschämt über meinen Vergleich. Angespannt hielt der Mann sich am Griff fest. Seine Fingernägel wurden weiss und hoben sich eigenartig vom dunklen Teint seiner Haut ab. Der Blick seiner tiefbraunen Augen schien im vorderen Eingangsbereich festgeheftet zu sein. Ich fragte mich, was er wohl dachte, wo er herkam und wie er in diese Gegend gereist war. Ich

stellte mir vor, er käme aus Afghanistan und wäre vielleicht über Isfahan entlang der Seidenstrasse geflohen. Weiss Allah, was ihn hierher trieb. Er musste sich bei uns und in dieser Stadt sehr fremd fühlen. Zwar würde es in seiner Heimat auch Berge geben, und Schnee müsste ihm deshalb nicht unbekannt ...

Der Bus hielt ruckartig beim Hauptbahnhof an. Ich stieg im dichten Gedränge direkt neben dem Fremden aus. Von der Seite sah ich genau, wie in seinem blauschwarzen Haar die Flocken rasch kleiner geworden waren und sich in perlende Tränen verwandelt hatten. Einzeln rannen sie ihm übers Gesicht. Er lächelte schief und raunte mir etwas zu. Ich konnte neben dem laufenden Motor nicht hören, was er zu mir sagte. Jedoch – ich bin mir heute immer noch ganz sicher – es war in breitem Berndeutsch.



## Von Winkeln und Archäologinnen

Nachts in der Stadt, oben klebt ein fahler Mond. Er bestaunt das rastlose Treiben, das Geigen und Rülpsen, das Trippeln und Lachen, das Heulen von Sirenen und Motoren, die ersten und letzten Schreie in eines Menschen Leben. Dazwischen diejenigen von Wut und Klage und Schmerz. Dann jene der Ekstase, der grössten unter den Wonnen.

Und künstliche Sonnen, Lampen und Lüster scheinen zu wetten, blinken und fackeln die nächtlichen Winkel aus. Nicht alle, denn im Park der alten Bäume tanzen die Feen zwischen den Büschen, feuern die letzten Glühwürmlein an. Diese punkten doppelt. Auf der Bank zwei verliebte Junge unter Getuschel und Gekicher, stossen verspielt fröhliche Rauchkringel aus, um aus ihren Ängsten auszusteigen. Schwingen sich zur späten Stunde auf ihre Roller und erträumen sich ein Ziel. Vorbei an grellen Schaufenstern und verschatteten Hinterhöfen. Davon gibt es viele und Zwielfichtige, Undurchsichtige, Verpisste, mit Karton Aufgefüllte, jene mit Liebesschwüren oder Hasstiraden. Sprayfarbe an

den Wänden und an den Perücken der Nutten auch.

Es gibt wissenschaftlich ausgeleuchtete Ecken, kahl und glasklar unterkühlt. Und da sind diese mit teuren Designermöbeln, die treu und kunstvoll Arrangierten, die Blütenverzierten. Dort die Rebenumrankte, wo ein paar Frauen den Abend feiern bei Kaffee, und Kerzelein, ereifern sich über Kamtschatka. Sind entsprungen ihrer Zeit, welche ausgefüllt war durch Kichererbsen, Klerikales und Kinderlein. Ihr Tischchen, umschmust vom daher gelaufenen Kater, steht fein überm Schacht, mit seinem verbogenen Gitter. Darunter verborgen hausen die Ratten und Spinnen, die Brühen. Sie sausen nur bei Sintflut ans Licht und versauen den Appetit auf den Pudding, welcher erzittert im Tellerchen, wenn die U-Bahn unten durch peilt. Den Brunnen um die Ecke kümmert das nicht, er dehnt die Zeit und tröpfelt dahin. Aus dem letzten Loch. Aus dem mit Kaugummi halb verstopften Mund eines Drachens, einst das Wahrzeichen dieser Stätte. Er mag sich nicht in den Schwanz beißen,

auch nicht auf den eines Anderen treten. Zu klein ist die Stadt; zu geregelt die Dienstwege und auf alle Seiten verpflichtend. Also nicht wendig genug, bald einmal verschuldet, erschöpft und vorbei. Im Sand kratzen die Archäologinnen nach dieser Epoche, mit grossen Schaufeln und kleinen Rechen bringen sie das Viele ans späte Licht. Tausendware in Form flacher Dinge, mit Glas beschichtet. Es gibt sie in verschiedenen Ausmassen, immer in der Nähe von Handknochen gelegen, oder beim Schädel eines Skeletts. Sie finden viele

davon in allerlei Blechkisten mit Rädern, auf Dächern, in den Fenstern, an den Wänden der Häuser, aussen und innen, auf Tischen, auf Kochstellen. Die Menschen ernährten sich gut und abwechslungsreich. Diese Glasmenschen, welche gechippt und verdrahtet über Glasfasern ihr Leben fristeten. Sie konnten wohl alles durchschauen. Waren selbst durchschaubar. Aus Glas war diese Zeit samt ihren dazu gehörenden Rezepten. Weit oben der Mond immer noch klebt und gläsern sein Licht auf die Fundstellen abgibt.

sparsam die Gesten  
auf rotem Teppich schreitet  
seine Majestät

an der Tankstelle  
mitten im Scheinwerferlicht  
der ergraute Fuchs

der Himmel verglüht  
Schwalben umgarnen den Turm  
beflügeln die Nacht

Ursula Schweizer

### George

Manchmal atmet das Leben und  
manchmal atmet man mit.

Michael stand mitten in der wütenden Menge. Allein unter Tausenden. Einige Sekunden zuvor war die Hand seines Vaters, die ihn hielt, noch da. Dann hatte er sie losgelassen. Warum, wusste er nicht mehr. Um ihn herum blitzten die Handys, den Moment festhalten – wie grausam er auch war. Die Leute schrien sie heraus, die Wut, die in ihren Adern pulsierte.

Michael bekam keine Luft. Er zog sich die Maske vom Gesicht und sog die kalte Luft ein. Innerlich zitterte er, äusserlich spiegelte sich seine Angst nur in seinen Augen wider. Er blickte hoch und sah einige der Polizisten, die einen Kreis um sie gebildet hatten. Entschlossenheit lag in ihrem Blick, eine Hand hielt den Schutzschild, die andere Hand umklammerte den Schlagstock. Im Geiste sah er sich auf dem Boden liegen, hilflos, wehrlos, den Schlägen ausgesetzt, die immer wieder auf seinen Kopf hämmerten, im monotonen Takt eines Metronoms. Michael ver-

suchte, an etwas anderes zu denken. Musik. Im Ohr und im Herzen.

Seine Mutter hatte ihm Klavierspielen beigebracht, als er noch ganz klein war. Später hatte er oft das Gefühl, er konnte Debussy, bevor er seinen eigenen Namen das erste Mal schrieb. Im Spiel verlor er seine Gedanken. «Fünf Penny», sagte seine Mutter dann oft sanft, wenn sein Blick sich leise davon schlich, um irgendwo in der Ferne auf ein unbestimmtes Ziel zu hoffen. Da waren die vielen Worte und Buchstaben aber bereits schwirrend aus dem offenen Fenster geflogen. Er hielt sie nicht auf. So war es, so würde es immer sein – die alten Freunde loslassen und neue finden. Dann verschwand eines Tages seine Mutter und nahm ihre Worte mit. Am Anfang sass Michael allein am Klavier – jede Stunde eines jeden Tages. Vielleicht, um seine Hoffnung zu schützen, Drehmoment seiner kleinen Welt. Doch die Zeit ist kein Freund. Das Bild der Mutter verblasste. Irgendwann hörte

er mit dem Klavierspielen auf und vergrub die kleinen Glücksmomente tief in sich.

Plötzlich ging ein Ruck durch die Menge und warf Michael wieder ins Hier und Jetzt. Die Polizisten versuchten, die Menschen zusammenzutreiben und engten sie ein. Schnürten ihnen die Luft ab. Hatte er sich so gefühlt? Dieser George, der jeder hier hätte sein können. Panik stieg in ihm auf, er versuchte, sich Platz zu machen. Doch seine Arme waren nicht stark genug. Er sah nur den Boden unter sich und spürte eine Masse aus fremden Körpern, Armen und Beinen.

Sie bewegte ihn einer Welle gleich, konnte ihn aber auch in jeder Sekunde verschlucken. Er spürte, wie seine Knie weich wurden und seine Füße unter ihm nachgaben. Und dann war da plötzlich eine Hand, die nach ihm griff. Sie zog ihn in die Freiheit. Noch ein wenig benommen schaute er auf. Er sah nicht in das vertraute Gesicht seines Vaters, sondern in das eines Polizisten. «Alles in Ordnung Junge?», fragte dieser. Und Michael nickte. Vielleicht ist die Welt grausam und vielleicht ist sie schön. Aber in diesem Moment war sie weder Schwarz noch Weiss.

## Sturzflut

Seit drei Tagen schon werfen sich die Katzen und Hunde dutzendfach aus dem Himmel auf den Asphalt, der schon vorher aussah wie ein nahöstliches Kriegsgebiet. Der krattiefen Schlaglöcher wegen, allesamt scharfkantig, wie aus einem Stück Fleisch herausgebissen. Nun haben sich in den Vernarbungen kleine Seen gebildet, die bei jeder Erschütterung vibrieren. Von diesen mehr oder minder schwachen Beben gibt es viele stadteinwärts nach L.A., denn über die mehrspurigen Strassen rollt ein SUV nach dem anderen. In Klein zu denken, liegt den Amerikanern nicht. Auch mein Bus bewegt sich holpernd über diese Mondlandschaft. Jede Sekunde lässt er mich an meinem Platz unfreiwillig ein paar Zentimeter in die Höhe hüpfen, so dass ich mich krampfhaft am Vordersitz festhalte, um nicht unangenehm an mein Frühstück erinnert zu werden.

Ich versuche mich zu konzentrieren. Den Blick aus dem regenverschwommenen Fenster in die Ferne zu werfen. Doch weit

komme ich nie. Immer nur bis zum nächsten, sich in die Höhe streckenden Bau und der darauf angebrachten grossformatigen Netflix-Werbetafel. Mich erinnert diese flächendeckende Beschilderung in der Engelsstadt an die Schildkrötenformation des römischen Heeres, zum Schutz vor starkem Beschuss. Netflix bläst zum Grossangriff auf die Filmindustrie – nirgendwo sonst spürt man das so deutlich wie hier. Ok, denke ich, dann vielleicht lesen? Paul Auster oder lieber Charles Bukowski: intellektuelle Kühle oder schmutzige Bar? New York oder Los Angeles? Die Entscheidung ist klar. Vielleicht weist mir Bukowski den Weg, obwohl – was stand noch auf seinem Grabstein? Don't try?

Nach einer gefühlten Ewigkeit hält der Bus und ich steige aus. Orientierungslos kämpfe ich mich zu meinem Hostel. Los Angeles sei für Fussgänger genauso ungeeignet, heisst es, wie einen Dschungel während des Monsuns zu durchqueren. Was, wenn Los Angeles der Dschungel während



## STURZFLUT

---

des Monsuns ist? Für mich fühlt es sich so an. An diesem und an den nächsten Tagen. Pausenlos prügeln die schweren Tropfen auf mich ein, während ich einen Weg aus diesem Dickicht suche. Die vielen Kreuzungen sind verwirrend und geben keine Auskunft darüber, in welche Richtung man sich bewegen soll. Und auch noch Stunden später weiss man nicht, ob man überhaupt vom Fleck gekommen ist. Die Entfernungen sind riesig – die Boulevards und Avenues ziehen sich wie Kaugummi.

Mittlerweile haben die Wassermassen fast überall Rinnsale gebildet, die sich entlang der Bordsteine schlängeln. Der Regen hat alles im festen Griff. Es scheint fast so, als hätte er in den schattigen

Ritzen gelauert, auf seine Chance gewartet, den sonst so sonnen-durchfluteten Hollywood'schen Glanz einfach wegzuspülen. Den Stern von Donald Trump auf dem Walk of Fame, direkt vor dem Dolby Theatre, kann er gleich mit sich reißen. Kein Geld, um Strassen zu sanieren, aber sich Denkmäler setzen. Was für eine Farbe haben eigentlich Lügen? Kopfschüttelnd laufe ich weiter.

«God bless you», bedankt sich der Obdachlose, dem ich meine paar Cents in seinen Plastikbecher werfe. Er lächelt und sein Lächeln wirkt ehrlich. Ich mag sein Gesicht, es erzählt Geschichten, einfach so. Und zum ersten Mal an diesem Tag rückt das stete Prasseln in den Hintergrund.

## HAIKUS

---

Die Stadt ist aschfahl  
himmelwärts verschwenderisch  
ein letzter Atemzug

Das Wesen legt sich  
langsam über manche Dinge  
Weitsicht schafft Klarheit

Land ohne Namen  
mit einer verwunschenen  
Seelenlosigkeit

Sarah Stutte

## Frau Schudels Gitarre

Einige Tage kurz nach meinem 29. Geburtstag sass ich zusammen mit meiner Mutter in einem Restaurant und wir assen gemeinsam zu Mittag.

Wir sprachen über dies und das – ich erzählte ihr von meinen vagen Zukunftsplänen und von meinen Strategien, gesund durch diese Pandemie zu kommen. Schnell waren wir bei der Musik und dem Singen angelangt – eine Leidenschaft, die uns beide verbindet. Meine Mutter fragte mich, ob es nicht hier gleich in der Nähe einen Gitarrenladen gäbe, weil doch immer noch eine Saite ihrer Gitarre gerissen sei und sie gerne wieder mal spielen würde.

Wenn meine Mutter, als ich noch klein war, während den lauen Sommernächten in einem kleinen Dorf inmitten der italienischen Dolomiten gelegen, Gitarre spielte, und unzählige – vermehrt männliche Stimmen – dazu miträllerten, fragte ich mich nie, wo und wann und warum meine Mutter Gitarre spielen gelernt hatte. Sie spielte einfach und war leicht.

Wann und wieso hast du eigentlich gelernt, Gitarre zu spielen?, fragte

ich schliesslich meine Mutter ohne ihr zu sagen, dass der Gitarrenladen wirklich gleich nebenan sei. Meine Mutter lächelte und begann zu erzählen: „Meine Primarlehrerin Frau Schudel spielte Gitarre, und deshalb stand immer eine neben ihrem Pult. Manchmal erlaubte sie uns, ein bisschen auf ihr zu spielen. Das gefiel mir sehr. Einmal war sie gerade nicht im Schulzimmer, und ich sah ihre Gitarre, wie sie so ungespielt neben ihrem Pult stand, und musste einfach – nur ganz kurz und ohne, dass sie es bemerken würde – darauf spielen. Als sie wieder ins Schulzimmer zurückkam, hatte ich die Gitarre schon wieder an ihren Platz gestellt und war froh, dass mein kleines musikalisches Intermezzo unbemerkt blieb. Als Frau Schudel allerdings die Gitarre in der nächsten Lektion selbst in die Hände nahm, fragte sie die Klasse: «Wer hat auf meiner Gitarre gespielt? Sie ist komplett verstimmt und das war sie heute morgen noch nicht.» Niemand meldete sich. «Los, jetzt sagt mir, wer auf meiner Gitarre gespielt hat!» «Katharina wars.», verrieten mich einige meiner Klassenka-

meradinnen. Nach der Lektion schrieb Frau Schudel mir einen Satz in mein Heft, und den sollte ich als Strafaufgabe auf drei Seiten abschreiben. Zu Hause las ich ihren Satz:

Frau Schudels Gitarre lasse ich in Ruhe.

Ich schrieb: «Frau Schudels Gitarre lasse ich in Ruhe» gut 30 Mal in mein Heft. Und mit jedem Satz – mit jedem «Frau Schudels Gitarre» – wurde mir klarer: Ich brauche und ich will meine eigene Gitarre. Ich will Gitarre spielen. Ich muss Gitarre spielen.“

Als mir meine Mutter ihre Geschichte erzählte, bekam ich Gänsehaut. Ich war gerührt von der Klarheit ihrer Stimme und von dem Willen dieses kleinen Mädchens. Es war einer dieser Momente, die es vermochten, die Zeit aufzubrechen und das kleine Mädchen in dieses Restaurant zu holen, vor mich hinzusetzen und mir mit verschmitztem Lächeln und Augenzwinkern erzählen zu lassen, dass es Frau Schudels Gitarre eben nicht anfassen dürfe.

Wie gesagt, ich wurde gerade 29 und ich hatte bis dahin selten Sät-

ze, die mit «Ich will» beginnen, von meiner Mutter gehört. Zu wollen, zu beharren, zu verlangen, zu widersprechen – ungehorsam zu sein – all das wird irgendwo auf dem Weg vom Luusmeitli zur anständigen und fleissigen Frau entkräftet. Dabei verlieren wir nicht nur Stimmen, sondern ganze Kerne. Dabei tun wir nicht nur so, als könnte man uns zähmen, sondern verblasen. Und dabei erinnern wir uns mit jedem «Ich will»-Satz gegenseitig daran, dass wir wollen dürfen. Vor allem aber dürfen wir nie vergessen, dass dieses Mädchen, welches die Kraft aufbringt, sich aufzulehnen, ungehorsam zu sein und zu verlangen, was es will, immer noch in uns ist. Dass es immer wieder vermag, die Zeit aufzubrechen und uns daran zu erinnern.

Nachdem wir das Restaurant verlassen hatten, zeigte ich meiner Mutter den Gitarrenladen. «Ich will endlich wieder einmal spielen», sagte sie. Wie schön sie klingen, die «Ich will»- Sätze, dachte ich.

femscript.ch ist ein Netzwerk schreibender Frauen. Schreibinteressierte und sprachschaffende Frauen unterstützen sich gegenseitig und tauschen sich aus, unabhängig davon, ob sie bereits erfolgreich publiziert haben oder erst am Anfang ihrer Schreibkarriere stehen.

femscript.ch unterstützt regionale Schreibtische in Basel, Bern, Oberaargau, Winterthur und Zürich.

*fem*script.ch